Den kenne ich doch ...

Autor(en): **Rietmann, Mélanie / Wüthrich, Georges / Hasler, Barbara**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen**

Band (Jahr): **- (1984)**

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-948532

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

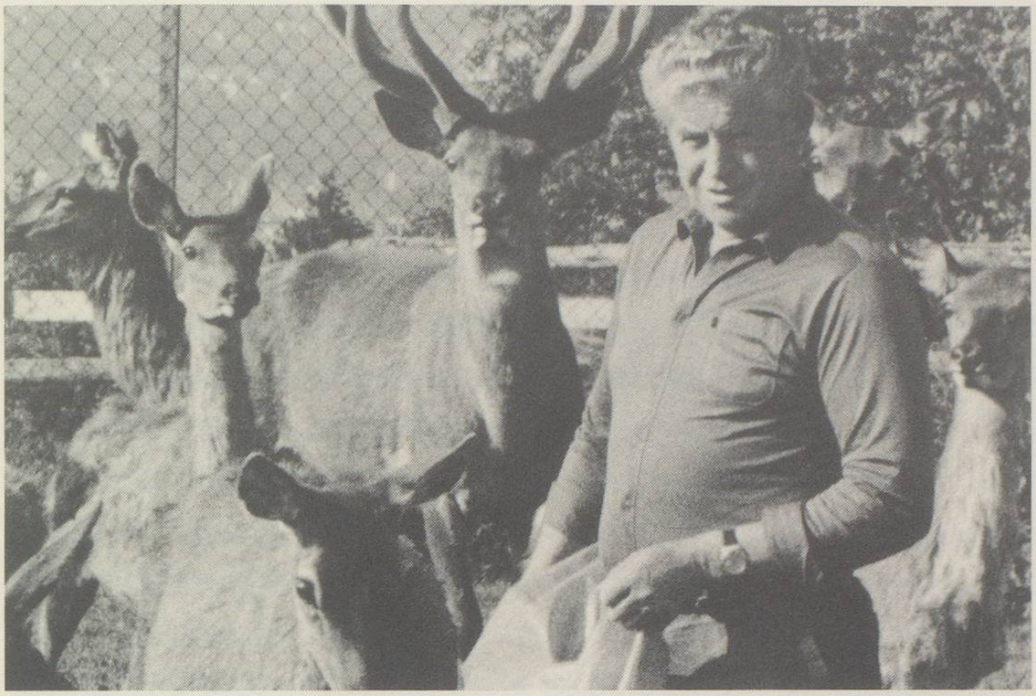
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Den kenne ich doch . . .

1



Numerus clausus für Steinböcke?

«Ich könnte hier oben einen Zoo eröffnen, wollte ich alle Tierangebote annehmen, die mir gemacht werden», meint Carl Zwiker, der seit 20 Jahren den Tierpark Peter und Paul betreut. Ob man dem Kindersegen von Meersäuli, Kaninchen oder sogar Präriehunden nicht mehr gewachsen ist, oder ob die Ferien bevorstehen, ein Telefongespräch mit dem Tierwärter scheint jeweilen die «letzte Rettung» zu sein. Doch Zwiker muss höflich ablehnen; denn nicht nur die Platzverhältnisse, sondern auch sein Aufgabenheft liessen dies nicht zu. Neben seinen üblichen Arbeiten wie Misten, Futterrichten und Heuen putzt er jede Woche die Felsen, er flickt Gitter, schneidet Bäume und pflegt die Anlagen. Für eine von modernen Arbeitsphysiologen geforderte «Jobbereicherung» muss er nicht sorgen. Darauf verstehen sich die Tiere bestens, allen voran der kleine Luchs, der das freie Leben ausserhalb «schwedischer Gardinen» als seiner aufkeimenden Männlichkeit angemessener

empfand und kurzerhand das hohe Gitter überkletterte, um sich zum ersten Frühstück in der Freiheit ein Steinböcklein zu genehmigen. Und weil das so gut schmeckte, setzte er anschliessend zwei Rehen nach, muss aber eingesehen haben, dass diese eine Schuh- bzw. eine Pfotennummer zu gross für ihn seien. «So begab er sich für einen Verdauungsschlaf auf eine Astgabel, wo er mit mehr oder weniger Mühe heruntergeholt werden konnte», erzählt Zwiker. Etwas toller trieb es ein lernbegieriger Steinbock, der sich offensichtlich zu Höherem berufen fühlte.

Ausreisser mit Kunstsinn

Nach einem kurzen Rundgang durch St.Gallen, wo er wahrscheinlich – wie ein Abwart vermutete – das Schulraumangebot geprüft hatte, entschloss sich der Ausreisser, seine Studien doch lieber an der HSG fortzusetzen, und weil ihm – von wegen Steinbock-Numerus clausus – der Eintritt verwehrt worden ist, pflanzte er sich vor einem grossen Fenster auf und überlegte sich sein weiteres Vorgehen. «Hier erwischte ich ihn beinahe», erinnert sich Zwiker, «doch dann raste er in Alicia Penalbas Steingarten, was beweist, dass er auch kunstverständig ist.» Irgendwann konnte man den lernbegierigen Steinbock doch davon überzeugen, dass Studienplätze rar sind. Und seinen Kunstsinn kann er ja anderweitig befriedigen . . .

Der Sprung in den Souffleurkasten . . .

Für einen Kollegen dieses Ausreissers schienen nicht die Wiesen in Nachbars Garten grüner, sondern die schönen Fliesen auf dessen Grundstück wärmer zu sein. Jedenfalls erhielt Carl Zwiker mehr als einmal einen Hilferuf dieses Hausherrn, der nicht an den trauten Herd kam, weil ein Steinbock just auf der besonnten Eingangssteinplatte sich von seinen Strapazen erholte. Diese bestanden vor allem im Leerfressen sämtlicher Apfelbäumchen im näheren Umkreis und in gelegentlichen Stippvisiten an der kühlen blauen – oder graubraunen? – Sitter.

Zu ganz hoher Ehre kam ein Rehbock, der allabendlich in der «Försterchristel» im Stadttheater auftreten musste. Als Titelheld konnte er sich auch entsprechende «Starallüren» erlau-

ben. Sprünge in den Souffleurkasten, wo die erschrockene Souffleuse beinahe einen Herzschlag bekam, oder Einsätze im falschen Moment gereichten ihm sogar zu grossem Ruhm. «Bei einer Gage von zwei Franken pro Abend bestritt er beinahe 40 Aufführungen mit Bravour», erinnert sich Zwiker, dem die Aufgabe zugefallen war, jeweilen den Superstar in einem Veloanhänger in die Stadt hinunterzubringen.

Hoheiten und ihre Wünsche

Wenn vornehme Tierparkbesitzer aus dem Ausland ihre Bestände ergänzen wollen, sorgt Zwiker dafür, dass die verkauften Steinböcke oder Gemsen eingefangen und transportiert werden. Wenn aber «ein Prinz oder sonst ein hohes Tier» sich benimmt, als ob man noch in der k.u.k. Monarchie lebte, ist er bei Carl Zwiker an der falschen Adresse. «Einmal musste ich die Tiere sogar nach Rumänien begleiten», erzählt er. «Das Flugzeug hatte zwei Stunden Verspätung, und erst bei unserer Ankunft in Bukarest erfuhr ich, dass es mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hatte und wir von Glück reden konnten, dass der alte Kahn überhaupt in der Luft blieb.» Für Abwechslung sorgen aber auch Parkbesucher, deren Erklärungen jeglichen biologischen Sinngehaltes entbehren und Zwiker Zeuge von «himmelschreienden» biologisch unlogischen Exkursen werden lassen, so dass nur noch ein Sprung hinter einen Baum ihn am «lauthals Loslachen» hindern kann. Dass man ihm bei der Arbeit zuschaut, stört ihn nicht, solange er nicht aufgehalten wird. Doch bestätigt er, dass es oft Leute gebe, die «eindeutig mehr Zeit» hätten als er, und dass diese ihm mit allem Möglichen – «vor allem Unmöglichen» – die Zeit wegnähmen. Einmal kam eine ältere Dame und behauptete steif und fest, sie habe gesehen, wie ein Rehkitz geboren worden sei und tot auf der Wiese liege. Zwiker liess «alles stehen und liegen» und fand ein friedlich schlummerndes Rehkind vor, das schon Wochen zuvor auf die Welt gekommen war und bereits eine Ohrenmarke trug! Wenn er aber Bilanz zieht, so überwiegt das Schöne. «Zwar bin ich angebunden und hab' viel zu tun, aber ich liebe meinen Beruf und bin mein eigener Herr und Meister.»

Mélanie Rietmann

Die kenne ich doch . . .

2

Sie sei «nun mal halt so»; seit sie sich erinnern könne, habe sie «gekätzelt». Ein Wort, das nur von einer Frau stammen kann: von Trudy Frei-Ihle (53), der St. Galler Katzenmutter. Seit Jahren führt sie an der Zürcher Strasse eine Katzenauffangstation. Unzählige herrenlose, zugelaufene, verunfallte und ausgesetzte Katzen blieben dank ihr am Leben oder fanden zumindest einen gnadenvollen Tod beim Tierarzt, wenn sie zu krank oder zu verletzt waren.

«Ob die armen Büseli wohl auch genügend zu essen bekommen?» habe schon mancher Passant unbedacht gefragt beim Anblick ihrer in Obhut genommenen Katzen in einem der Fenster ihres Hauses an der Zürcher Strasse 80. Sie bekommen genug zu essen. Mehr als das: Kein Tier, das sie wieder «plazieren» kann, verlässt ihr Katzenheim, ohne dass es nicht tierärztlich versorgt wäre: geimpft, kastriert, entwurmt «und alles, was so dazukommt». Ihre Motivation? Ein traumatisches Kindheitserlebnis, das sie ihr ganzes Leben lang nicht mehr losgelassen hat: Sie war eine Zweitklässlerin. Am Sonntag nach der Kirche kam sie unverhofft hinzu, als ihr Onkel hinter dem Hause vier junge Kätzchen totschlug. Sie dürfe gar nicht erzählen, wie sie sich am Onkel zu rächen versucht habe. Nach diesem

schrecklichen Erlebnis habe alles begonnen. Sie habe bei den Bauern kleine Kätzchen eingesammelt und sie in der Schürze im Dorf von Haus zu Haus getragen, bis alle irgendwo ein sicheres Plätzchen gefunden hätten.

Heute wird sie ihrer Katzenliebe wegen oft belächelt. Es macht ihr nichts aus: «Ich bin nun halt mal so», dieser Satz kommt immer wieder. Sie nimmt dafür auch viele Opfer in Kauf: «Seit zwölf Jahren war ich nie mehr in den Ferien.» Sie sagt es ohne grosses Bedauern. Ihre Familie, ihr Mann und ihre vier Kinder haben ihre Arbeit stets «mitgetragen»: «Sie haben mich nie anders gekannt als mit Katzen.»

Nach Mitternacht bringt eine Streife der Stadtpolizei eine Katze, die von der Feuerwehr von einem schmalen Sims heruntergeholt worden war. Die Katze war in der Wohnung alleingelassen worden. Nach einer Geburtstagsfeier kommt Trudy Frei spät nach Hause. Vor der Türe steht eine Kiste mit einem «Inhalt», der sie nächtelang nicht mehr schlafen lässt: eine wahrscheinlich durch einen Motormäher unrettbar verletzte Katze. An den zerschnittenen Gliedern haben sich längst Maden festgesetzt. Ein Tierarzt muss geweckt werden, um das unsagbar leidende Tier zu erlösen. Ein Hausbesitzer bringt in einer Schachtel eine «Mutter mit vier Jungen»: Ein Fräulein, das die Wohnung abgeben sollte, sei nicht wie vereinbart gekommen, dafür sei diese «Bescherung» zurückgeblieben. Sie habe die Menschen oft von einer besonderen Seite kennengelernt, sagt sie nur, mehr nicht . . . «Sünder», die sie erwischt hat und die eines ihrer Donnerwetter über sich ergehen lassen mussten, könnten mehr sagen.

«Ich verkaufe nicht; ich plaziere nur», so charakterisiert sie einen besonders wichtigen Teil ihrer Arbeit. Sie muss ja versuchen, für ihre oft mühsam aufgepäppelten Lieblinge ein gutes Plätzchen zu finden. Dass sie «etwas dafür haben muss», ist selbstverständlich, doch längst nicht jeder kann sich bei Trudy Frei eine Katze kaufen. «Ich schaue mir jeden genau an», sagt sie. Damen, die in Pelzmänteln kommen, schicke sie sofort wieder weg. «Ich muss felsenfest davon überzeugt sein, dass es die Katze gut haben wird, sonst gebe ich sie nicht her.» Auch Trudy Frei spürt die wirtschaftlich schlechteren Zeiten: Auf

der einen Seite steigen die Tierarztkosten, die Futterpreise auch, und auf der anderen Seite kann sie weniger Tiere plazieren. Es sei nicht immer leicht . . . Vom Tierschutz und von der Stadt erhält sie seit Jahren den gleichen Unterstützungsbeitrag von 2500 Franken. Ob sie sich nicht dafür wehre, dass der Beitrag endlich einmal der Teuerung angepasst werde? «Ich kann nicht betteln», lautet ihre Antwort. Falsche Bescheidenheit: Schliesslich ist Trudy Frei-Ihle längst zur Institution in dieser Stadt geworden. Wer sonst könnte diese soziale Aufgabe so gut ausüben als sie? *Georges Wüthrich*

Den kenne ich doch . . .

3

Ich hab' noch ein paar Koffer in Berlin . . .

Das diesjährige Kinderfest ist durch ihn «angereichert» worden. Denn Heini Kublis Zeppelin, nach Originalplänen erbaut, durfte zusammen mit Schulkindern und Musikkorps durch die Gassen der Stadt ziehen und ist ebenso beklatscht worden wie die hübschen St. Gallerinnen oder die Sambarhythmen schmetternde Stadtmusik. Des grossen Bastlers Atelier in seinem Vaterhaus an der Spisergass ist wie ein kleines Museum. Neben unzähligen Werkzeugen und Gerätschaften, die einem hand-

werklich Unbegabten wie Teile altmodischer Vexierbilder vorkommen, hängen Grossaufnahmen von Berlin, von verschiedenen Luxusdampfern und Plakate aus einer Zeit, in der Werbung und Kunst noch ein und dasselbe bedeuteten. Allen «Exponaten» ist gemein, dass es Stationen aus Kublis Leben sind. Ein Leben, das reich war an «Breite und Tiefe», ein Leben auch, das jetzt nicht einfach langsam verebbt, sondern in vollen Zügen – wenn auch vielleicht weniger hektisch – ausgekostet wird. Dass er trotz 164 Fahrten auf Luxusdampfern nach Amerika und Shanghai und trotz seiner beinahe filmwürdigen Erlebnisse im Dritten Reich in die Vaterstadt zurückgekehrt ist, versteht wer auch die Bilder seiner Jugendzeit jenen hinzufügt, die er auf dem Estrich, im Stiegenhaus und im Wohnzimmer aufbewahrt. Sie sind nur für ihn sichtbar. Aber ihre Ausstrahlung war so stark, dass sie Heini Kubli nach all seinen zum Teil wirklich aussergewöhnlichen Lebensstationen zurücklockten in die Heimat, wo er schon als ganz kleiner Bub einen ersten Auftritt in der Zeitung gehabt hatte, allerdings einen eher unrühmlichen . . .

Kubli, der «Star» der Spisergass

Wenn er von der «Klosterbande» spricht, deren Anführer er gewesen ist, darf man sich darunter natürlich nicht eine Bande im «despektierlichen» Sinn vorstellen. Vielmehr vergnügten sich die Buben und Mädchen des Klosterquartiers mit «Harmlosem». Allerdings mit einer Ausnahme: Zuweilen versuchten sie, die einzigen drei Autos in der Innenstadt in der Abwesenheit ihrer stolzen Besitzer flottzumachen und in der Marktgasse spazierenzuführen. Das Leide an diesem Mordsspass war nur, dass Kubli eines un-schönen Tages einem völlig verdutzten Autobesitzer beinahe über die Füsse fuhr, mit dessen eigenem Wagen, versteht sich. Dieser konnte sich am Freizeitvergnügen der Klosterbande nur mässig begeistern und sperrte Klein-Heini zwei Tage lang in den Keller, was in den Gazetten gebührend Beachtung fand . . . Da auch andere Mahnungen Kublis Hang zu allerlei Allotria nichts antun konnten, schickte ihn sein Vater, der in der Innenstadt einen Blumenladen besass, nach Berlin. «Dass dort erst recht der Teufel los sein sollte, konnte in

den 30er Jahren zunächst noch niemand ahnen», lacht Kubli heute noch beim Gedanken an seinen Start in der Gärtnerei Rothe mit ihren 150 Angestellten. Und dass das Hauptgeschäft just neben Görings Hauptquartier, dem Haus der Flieger, lag, war seine «Schuld» auch nicht . . .

Göring in der Badehose

Sehr bald lernte der «nette Junge» aus der Schweiz, wie man das magere Löhnlein aufbesserte. Mit einem alten Klappervelo wurde er kreuz und quer durch Berlin geschickt. In vornehmen Hotels besorgte er den Blumenschmuck. «Beim Blumengiessen nahm ich immer eine zweite Kanne mit und füllte sie mit allem, was auf leckeren Tabletten meinen Magen kitzelte.» Einmal habe er unschuldig danebenstehen müssen, als ein Gast donnernd sein Beefsteak verlangte. «Meine Giesskanne hielt ich ganz still hinter dem Rücken, dieweil der knurrende Magen mit dem fluchenden Gast im Duett rumpelte.» Dass er anstelle von «Heil Hitler» jeweilen «Heilt Hitler» gebrüllt habe, wurde übel vermerkt und wenig verdankt . . . Als er eines Morgens Görings Frau Blumen bringen sollte und – «weil die Wache ausser Sicht war» – einfach ins Wohnzimmer der Gnädigen spazierte, gereichte ihm das sogar zum leiblichen Wohle. Die Dame des Hauses schickte ihn in die Küche zum «Auffuttern», nicht ohne zuvor aus seinem «komischen» St.Galler Dialekt messerscharf geschlossen zu haben, dass es sich um einen «Angeschlossenen» (Bezeichnung für Österreicher) handle . . . «Von der Küche aus sah ich dann Hermann Göring in der Badehose im Garten», entsinnt sich der «An- und Ausgeschlossene.»

Kuchen mit Adele Sandrock

Bei Adele Sandrock bekam der junge Florist «janz juten» Kuchen, bei Hans Albers Schinken. Schmelings Frau, deren Garten er für eine Party schmücken musste, führte ihn einmal im Horch-12-Zylinder «und in dreckiger Schürze» ins Rothsche Geschäft zurück, wo er etwas vergessen hatte.

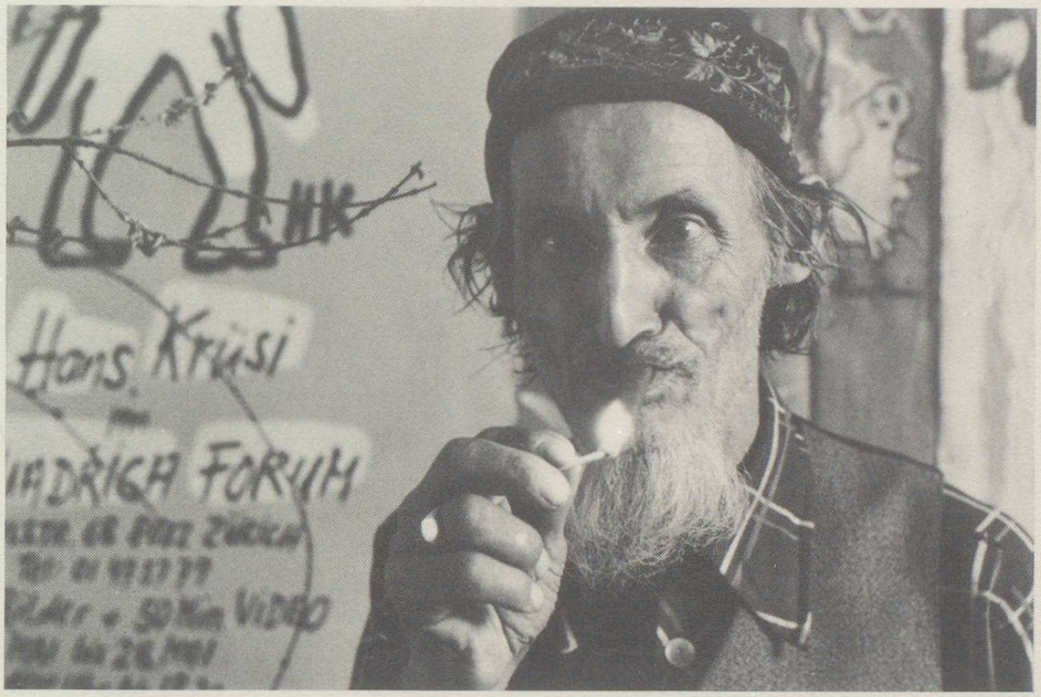
Aber nicht genug damit: Kubli brachte auch den Führer zum Rasen. «Wir sollten den Festsaal für Mussolinis Tochter

schmücken, und ich zog die Schuhe aus, um auf den grossen Tisch stehen zu können.» Doch leider kam in diesem Moment auch schon Hitler mit seinem Tross. «Dass ich in den Socken zwischen seinen Schüsseln stand, machte ihn rasend.»

Später kam Kubli auf einen Luxusdampfer, der von den Engländern verfolgt wurde. «Wir fuhren nach Murmansk und gerieten vom Regen in die Traufe, denn dort wurden wir interniert.» Irgendwie kam Kubli doch noch einmal davon, begegnete auf der Rückkehr «das Skagerrak hinunter im Nebel» der Legion Condor und landete schliesslich in Bremen. «Sofort wollte ich zurück in die Schweiz.» Beim Grenzübertritt geriet er nochmals in Scherereien, denn er trug seine Seeuniform, was irgendwie verdächtig erschien. Schliesslich gelangte er in seine Heimatstadt. Hier begann ein weiteres Kapitel seiner buntbebilderten Lebensgeschichte, in der auch – wie könnte es anders sein? – Zirkus und Theater nicht fehlen . . . *Mélanie Rietmann*

Den kenne ich doch . . .

4



Die einzige Bilderausstellung, die er gesehen hat, liegt schon so weit zurück, dass er sich kaum mehr erinnern kann. Eine Orchideenausstellung in St. Gallen hat er auch einmal gesehen vor langer Zeit, die hat ihn sehr beeindruckt. Nein, kunstbeflissen

in dem Sinn ist er nicht, und trotzdem hat er mit seiner Malerei den Trend der Zeit getroffen, den des Aussenseiters.

Hans Krüsi ist heute 63 Jahre alt. Aufgewachsen ist er in Speicher, zuerst in einer Pflegefamilie, dann im Waisenhaus. Eine schöne Kindheit hat er nicht gehabt. Gärtner kann er nicht werden in den Jahren der Wirtschaftskrise. Er verdingt sich als Knecht und Waldarbeiter im Thurgau, im Bernbiet und in der Welschschweiz. Noch keine dreissig Jahre alt, fängt er nach dem Krieg mit dem an, was ihm während Jahren den Stempel des Originals aufgedrückt hat: Er fährt Tag für Tag von St. Gallen nach Zürich und verkauft an der Bahnhofstrasse Blumen, Alpenrosen, die er selbst im Urnerland gepflückt hat. Bis er als Maler entdeckt wird . . .

In der Kunst ist Hans Krüsi ein Spätzünder. Erst 1975 beginnt er zu malen, zu zeichnen: Reihen von Männern und Frauen, doppelköpfige Wesen, Tiere, Katzen, Vögel und Kühe, in Details immer wieder abgewandelt und wiederholt, aber auch grosse Landschaftsphantasien, in denen man dieselben Figuren wiederfindet. Er bemalt Papier, Karton, Schachteln und Servietten. Wenn er in Zürich im Winter friert, geht er in die «Silberkugel», wärmt sich auf mit Milchkaffee und zeichnet mit Filzstift auf Papierservietten.

Im Herbst 1980 zeigt er in einer St. Galler Galerie ein Bündel seiner Zeichnungen – und wird entdeckt. Der Mann, der jahrzehntelang am Rande des Existenzminimums in Garagen, Scheunen und Abbruchwohnungen gelebt hat, wird plötzlich zum Künstler erhoben, umworben und bewundert.

Sein Alltag hat sich deshalb nur wenig verändert, zu stark hat er sich in den langen Jahren des Existenzkampfes an ein bescheidenes Leben gewöhnt. Nur Blumen verkauft er nicht mehr in Zürich. Oft isst er zuwenig, leistet sich nichts für sich selber, höchstens dass er auf dem Flohmarkt seiner Leidenschaft, alte, kaputte Apparate zu erstehen, frönt: Transistorradios, Tonbandgeräte, um im Wald Vogel- und Insektenstimmen aufzunehmen. Oder er fotografiert mit seiner Polaroidkamera in der Stadt.

Er ist gern unter Menschen, wenn er auch nur ganz wenige Menschen wirklich an sich «heranlässt». In dieser Beziehung

hat er auch den Rummel gut verkraftet. Sieben eigene Ausstellungen in Genf, Zürich, Basel, Frauenfeld und St. Gallen hat er gegeben. Im Frühjahr drehte das Westschweizer Fernsehen einen Film über ihn. Er geht gern an seine Ausstellungen, spricht mit den Leuten, freut sich, dass seine Bilder gefallen. Ihm, der 60 Jahre lang ein Ausgestossener war, tut es gut, dass die Leute mit ihm sprechen, seine Kunst anerkennen. Neugier stört ihn nicht, er hätte gern mehr Leute, die zu ihm kommen, seine Bilder ansehen. Die materielle Sicherheit, die er mit dem Verkauf seiner Bilder zum erstenmal etwas erleben darf, ist weniger wichtig.

Viele Sachen, die er gemalt hat, behält er lange bei sich, gibt sie nicht gern aus der Hand. «Das fällt mir eben nicht immer leicht», sagt er. «Die Bilder sind ja gar nicht fertig. Ich sehe immer wieder etwas, was noch fehlt.»

In seiner St. Galler Wohnung an der Moosbruggstrasse – eigentlich sind es einfach zwei Zimmer und ein langer, schmaler Gang – ist kein freier Fleck an der Wand. Überall sind Bilder und Zeichnungen aufgehängt, in den Ecken stapeln sie sich, zum «Wohnen» bleibt eigentlich nur das Bett. Das Treppenhaus zieren wie ein Fries seine Zeichnungen, vor der Tür steht eine Pflanze mit künstlichen Vögeln. Wo Hans Krüsi hingreift, holt er ganze Bündel von Zeichnungen heraus. Bevor er wieder etwas Grosses machen will, will er erst einmal alte Werke ausbessern, einen Überblick über sein Schaffen bekommen. Mit Farnen und Farbe aus Spraydosen verziert er Schachteln, um seine Habe zu verstauen.

Die Kunstkritiker haben sich seit Hans Krüsis Entdeckung um die Kunstrichtung gestritten, der er zuzuordnen ist: Ein schizophrener Künstler, wie Adolf Wölfli, ein Art-brut-Maler, ein Naiver, vergleichbar mit Chagall? Hans Krüsi lässt sich nicht einordnen, er kennt all diese Stile und Richtungen gar nicht, sie interessieren ihn nicht. Er bleibt auch als Künstler das, was er 60 Jahre lang als Mensch war: ein Aussenseiter.

Barbara Hasler